

# Infantische Wissens-Übertragung

*Ecstasy-Selfie von Luke Wilkins*

Es gibt ein Buch, das ich sehr liebe und seit vielen Jahren immer wieder lese. Es heisst *Weisses Album* und ist von Friederike Kretzen. Heute morgen, nach dem Aufwachen, dachte ich: Vielleicht liebe ich es so sehr, weil mir die Begriffe, für das wovon es handelt, fehlen. Es öffnet einen Raum der Begriffslosigkeit. Und gerade so versprachlicht es traumatische Erfahrung aus der deutschen Geschichte, von der mir meine Eltern nie etwas zu sagen vermocht haben. Man könnte es auch nennen: „Wie man dem toten Hasen die Bilder erklärt“. Das Guckkastenloch in sein Epizentrum und zugleich Kerngehäuse – Kern als Loch also – ist eine Beschreibung der heiligen Ursula im Schlaf, auf dem Bild des Venezianers Vittore Carpaccio, das er vor 523 Jahren gemalt hat. Hier der entsprechende Abschnitt: „Sie liegt in Venedig. Lang, rot, vor ihrem Bett die winzigen Pantoffeln. Die Seite neben ihr im Bett ist leer. Ihr Kopf lehnt an einem Kissen. Sie hat den Arm aufgestützt, die Hand um ihr Ohr gelegt, um besser hören zu können. Ihre Augen geschlossen, ihr Gesicht hell erleuchtet. Am Kissen, das ihren Kopf stützt, hängt wie ein Trabant eine Quaste. Sie ist mit den Silben der Kindheit bestickt: In-fan-ntia. Ihren Kopf auf die Kindheit gebettet durchmisst sie den Schlaf, die Zeit, in deren Raum sie ebenso vernimmt, was ihr bevorsteht, wie das, was hinter ihr liegt. Sie liegt auf Empfang, lauscht auf die mit Nadeln geschriebene Kindheit, die mit einem N zuviel ein Zögern verlangt. Konnte die, die sie stickte, nicht richtig schreiben? Wollte sie mehr schreiben, als sie konnte? War sie etwa stumm, konnte nicht sprechen? Hatten sie der Stickerin die Zunge herausgeschnitten, und das N zuviel bedeutete: Paß auf dich auf?“ Von dieser schlafenden Frau und der Art, wie sie auf die Silben der Kindheit im Raum ihrer Träume hört, habe ich über die Jahre viel darüber gelernt, wie ich dem Rauschen im *Weissen Album* so zuhören kann, dass das Buch – jedes Mal, wenn ich es lese – sich mir schichtweise und innerhalb kleiner Lese-Ekstasen anverwandelt. Infantia nennen wir ja denjenigen Teil der Kindheit, in dem wir der Sprache noch nicht mächtig sind. Die Welt besteht für einen Infanten aus Übergängen, Rauschen, Lallen, ist noch verbunden mit derjenigen im Mutterbauch und zugleich ist diese Welt vom unabwendbaren Untergang bedroht. Ursula

scheint ein Wissen von diesem Zustand zu hüten. Hüten zu müssen: Er scheint bedroht zu sein. Die Warnung vor denjenigen die ihr die Zunge herausschneiden könnten, erschreckt mich, als schliefe diese Ursula auch in mir selbst. Und als sei ich – vielleicht wegen eines mir selbst nicht bewussten Wissens – bedroht von gewalttätigen Kräften zum Verstummen gebracht zu werden. Obwohl die heilige Ursula in der Überlieferung den an ihr begangenen Mord und denjenigen der mit ihr verbündeten elftausend Jungfrauen von einem Engel vorhergesagt und in einem Traum vorhergesehen hat, konnte sie ihm nicht entgehen. Und wurde in Köln von den ins Land eingefallenen Hunnen getötet. Und aufgrund dieses Mordes an einer Jungfrau und ihrer elftausend Verbündeten – die zusammen auf Pilgerreise waren, um sowohl ihre christlich-spirituelle als auch ihre weiblich-sexuelle Selbstbestimmtheit zu begründen, beginnt in Köln die fünfte Jahreszeit, der Karneval, am 11.11. um 11 Uhr 11. An dem Tag als der Mord an den Jungfrauen stattfand, wird in Köln der Ausnahmezustand eingeläutet, ein kollektives Besäufnis beginnt, in den Brauhäusern wird Blutwurst gegessen, gesoffen, geschunkelt und gesungen, ganze Stadtveedel geraten in Tanzwut und die Rheinmetropole verwandelt sich in ein Paradies der sexuellen Freizügigkeit – 9 Monate später schnell dann die Geburtenrate in die Höhe. Als wäre der Mord an den Jungfrauen ein kollektiv wirksames Aphrodisiakum. Ursulas Begleiter, Papst Siricius und seine Bischöfe, die ebenfalls in kurzem Prozess hingemeuchelt worden waren, werden kurz später von Engeln wieder zum Leben erweckt und nehmen bald darauf ihre kirchlichen Machtpositionen wieder ein. Die Jungfrauen aber bleiben tot. Sie bleiben tot, ohne sterben zu können. Und geistern in diesem Zustand zwischen Tod, Schlaf und Traum herum und treiben im *Weissen Album* ihr Unwesen. Die Gischt auf den Wellen der Sätze im Buch, der zwischen seinen Zeichen Haken schlagende weiße bzw. tote Hase, das weiße Rauschen, oder die Frequenz, die irgendein unbekannter Transmitter zu suchen scheint, ist für mich über die Jahre eine Leitung, eine Verbindung zu den Toten der Geschichte geworden. Wenn ich das *Weisse Album* lese, liege ich – genauso wie die heilige Ursula auf dem Bild Carpaccios – auf Empfang. Für Nachrichten aus der Geschichte. Nachrichten aus dem, wie es im *Weissen Album* heißt „großen Schlafsaal der Geschichte“. Am Vormittag des 11. Dezembers 2018 habe ich eine Entsprechung zu diesem Schlafsaal der Geschichte in der Realität gefunden, als wirklich

betretbares, räumliches Kunstwerk. Es nennt sich *Dreamhouse* und wurde in den 60ern vom Komponisten La Monte Young und der Künstlerin Marian Zazeela entwickelt und befindet sich momentan im obersten Stock des Kunstmuseums Stuttgart. Aus vier Generatoren – zwei links an der Wand, zwei rechts – kommt ein motorähnliches Brummen. Zazeela hat vier Lichtinstallationen gemacht, ausgeschnittene Kringel, Zeichen, Ziffern, die ihre Schatten an die Wand werfen. Zwei Besucher, die in der Eingangs-Schleuse ihre Schuhe nicht ausziehen wollen und deswegen vom Museumswärter blaue Plastik-Schuhüberzieher bekommen, staksen ein bisschen in der Soundinstallation herum, die sich über das ganze Stockwerk erstreckt. Der Mann hat zwei Krücken und sie – blond, stark geschminkt – liest ihm aus dem Programmheft vor, ihre Stimme klingt, gemischt mit dem bordunartigen Brummen, elektronisch verzerrt: „Der für die Musik im *Dreamhouse* verantwortliche La Monte Young gilt als einer der wichtigsten Komponisten seiner Generation, denn er ist Wegbereiter des Minimalismus und der zeitlich extrem gesteigerten Spieldauer in der Musik. 1935 in Bern, Idaho geboren, studiert er in Los Angeles und Berkeley Komposition, Klarinette und Saxophon, nimmt am Darmstädter Ferienkurs von Karlheinz Stockhausen teil, trifft in dessen Umfeld John Cage und wird von Fluxus und Konzeptkunst geprägt. Die Beschäftigung mit klassischer indischer und japanischer Musik seit den 1960er-Jahren führt zu seinem minimalistischen Musikstil, der auf Statik und Periodik beruht und sich durch die Verwendung weniger Töne, permanent klingender Grundtöne und repetitiver Sequenzen auszeichnet.“ Der Mann stakst mit seinen Krücken herum, bleibt stehen, hört. Mit seinem zerzausten, grauweißen Schädel, schiefgelegt, sieht er aus wie ein großer Vogel. Ich lege meine Jacke, meine Tasche mit Geldbeutel und Notizblock in eine Ecke und gehe bis ans hintere Ende des Raumes, wo ich durch getönte Scheiben raus auf die Kö schauen kann und auf eine Gruppe Weihnachtsmarkthäuschen, auf die Eislaufbahn *Wintertraum* mit schlittschuhlaufenden Kindern, auf den Elefanten aus leuchtendem Draht vor dem Schlossplatz, ein Riesenrad, das 8 kleine farbige Kugeln, in denen 4 Insassen platz haben, durch die Luft schwingt. Die große Wendeschleife für die Busse, wo gerade die 44 Richtung Westbahnhof ihre Ziehharmonikafalten in die Länge zieht. Lichterkettenbehängte Bäume. Das von Drinnen nach Draussen Schauen ist geprägt durch die scharfe Hör-Differenz: Hier

brummt es, dort draußen kling und klingelnt – von der Schall-Isolation unhörbar gemacht – der Weihnachtsmarkt und die Fußgängerzone im Konsumrausch. Das Ehepaar verlässt die Installation, kurz bin ich allein, dann kommen wieder ein paar vereinzelte Besucher rein. Der flauschige weiße Teppichboden – wahrscheinlich extra für die Installation verlegt – riecht nach Reinigungsmittel. Das magentafarbene Licht, gemischt mit hellblauen, punktuellen Lichtquellen, verbreitet eine Kinderzimmer-Atmosphäre. Mit Redlight-District-Touch. Diese sich überlagernden Brummtone-Schallwellen massieren die Luft des Raums, machen die Luft als Materie spürbar. Luft als Materie, gefüllt mit Licht und Schallwellen. Mit vorsichtigen Mikro-Bewegungen, die den Winkel meiner Ohren im Verhältnis zu den Generatoren verändern, kann ich den Brummtone manipulieren. Der Brummtone klingt wie ein verstärktes Hintergrundrauschen oder als säßen wir alle in Ursulas Ohrmuschel und hörten das Meer. Ich kann durch Körperbewegungen also meine eigene Komposition machen und gerate nach etwa 40 Minuten in ein leichtes, schwebendes Glücksgefühl, eine kleine Seligkeit, vermittelt durch die Wahrnehmung mich physisch in einem Kunstwerk aufhalten zu können, genau wie dieser chinesische Maler, der den Freunden sein neuestes Bild zu sehen gibt und plötzlich die Seiten wechselnd in diesem Bild auftaucht, eine Tür von einem Häuschen im Bild öffnet, den Freunden noch mal winkt und im Häuschen verschwindet. Zwei neue Besucher kommen rein, schauen sich um, schauen in ihre Ausstellungsbroschüren, schauen sich an: Hier ist nichts. Verlassen den Raum. Ich lege mich hin, drehe mich auf den Rücken, schließe die Augen. Dämmere weg, fange an zu träumen, der Teppich ist ein Floß, auf dem ich hinaus aufs Meer getrieben werde. Das Brummen der Generatoren verwandelt sich jetzt in einen knurrenden Magen, in die Pulsationen der Arterien, der Hirnhaut, das Prickeln der Impulse im Nervensystem, irgendwie bin ich über ein Kabel auch angeschlossen an den großen Körper, in dessen Uterus ich hier schwebe, im fünften Stock eines großen eckigen Hauses, in der Mitte von Stuttgart. Schwebend, träumend und in Schallwellen gebadet. Da oben im Traumphimmel fliegt irgendwas, ein großer Vogel. Singt irgendwas Trauriges. Schön, dass diese Generatoren aus Amerika angeflogen gekommen sind, um sich ein bisschen zu mischen, mit diesem traurigen Lied. Das ergibt zusammen wieder eine Art Musik, die meine Eltern auch so gern gehört haben, die Musik als Botenstoff der sexuellen Revolution: Beatles, Janis Joplin, Chuck

Berry, Bob Dylan. It's alright Ma/(I'm only bleeding). Aber aufgelöst. Ich liege also blutend und aufgelöst auf dem Boden, träume weg und werde – vielleicht 20 Minuten später – von komischen Geräuschen geweckt. Höchstens drei Meter entfernt keckert etwas, es klingt ungefähr so: (Kehllaut und Keckerperformance ca. 15 Sec). Ich öffne meine Augen und sehe ein Baby. Ein Junge. Er scheint innerlich zu leuchten, vor allem strahlt er aber. Als einziger Mensch hier im *Dreamhouse* scheint er ohne irgendeine Vermittlung verstanden zu haben, was los ist, klar, ich bin wieder zu Hause. Er trägt ein weißes Leibchen, graue Strampelhose, blaue Socken. Kann noch nicht laufen, robbt, hält an, entfernt sich von seinem still und mit geschlossenen Augen auf dem Teppich liegenden jungen Vater. Er wirkt völlig gelöst und singt mit dem Sound mit, als wären es Engelsstimmen. Als würde er etwas erkennen. Er entwickelt seine Kecker- und Lautperformance sehr konsequent und einfallsreich. Hält an, lässt sich von mir bestaunen. Das Band zwischen dem Vater und dem Baby ist ganz gelöst, beide fühlen sich in der Anwesenheit des anderen aufgehoben. Wenn ich jetzt das *Weisse Album* bei mir hätte, würde ich es dem Vater schenken: Hier, mein Lieber, es ist geschrieben aus der Hoffnung heraus – geäußert in Tschechows Theaterstück *3 Schwestern* – dass sich das Leiden von uns heute gelohnt haben wird, dass wir leiden und arbeiten und uns durch Schmerzen zu verwandeln versuchen, damit es mal solche freien Menschen geben können wird wie euch zwei. Aber die beiden brauchen das Buch nicht, ich stehe auf, verlasse den Raum.

*Luke Wilkins*